

Berufswahl. Ostern steht vor der Tür und die Frage „Was soll unser Junge werden?“ bereitet vielen Eltern Kopfzerbrechen und schlaflose Nächte. Daß vielen Eltern die Entscheidung schwerfällt, ist durchaus erklärlich; denn von der peinlich gewissenhaften Behandlung der Berufswahl ist unter Umständen die Gestaltung eines Lebensschicksals abhängig. Eine verfehlte Berufswahl bedeutet gar oft ein verfehltes Leben. Dazu kommt noch die Ueberfüllung in vielen Berufen, die nicht bestritten werden kann, übertrifft doch heutzutage in fast allen Geschäftszweigen das Angebot der Stellensuchenden weit die Nachfrage. Aber dennoch ist die Frage der Berufswahl, wenn auch eine ernste, so doch keine unlösliche. Es ist ja richtig, die Menschen haben sich in unserm deutschen Vaterlande rapid vermehrt und mancher Beruf könnte allerdings auf eine gute Weise auf neuen Zug verzichten. Indes gibt es doch noch viele Plätze für ordentliche, strebsame Menschen. Man darf sich freilich das berufsmäßige Lernen nicht zu leicht machen wollen. Das Geldverdienen ist eine schöne Sache, aber es fällt einem nicht so ohne weiteres in den Schoß. Wirklich gute und eheliche Berufsleistungen finden auch heute noch Beachtung. Dazu gehört aber die Berufsfreudigkeit, wie sie beispielsweise bei uns in Deutschland Jahrhunderte hindurch im ehrsamem Handwerk zu spüren war. Und der Stolz auf gediegene, mit wahrhafter Liebe gefertigte Arbeit hilft auch gegenwärtig über vieles hinweg. Der Kulturhistoriker W. S. Niesl hat gesagt: „Die Begeisterung für einen festen, praktischen Beruf kann allein den strebenden Menschen in sich befriedigen.“ Freilich ist die Abneigung gegen das Handwerk ein Zug unserer Zeit, hervorgerufen durch den Drang nach möglichst schnellem Geldverdienen, so daß viele Eltern ihren Jungen lieber Laufbursche oder Fabrikarbeiter werden als ein Handwerk erlernen lassen. Und doch hat das Handwerk auch heute noch einen goldenen Boden und nicht allein einen goldenen, es hat auch einen geistigen, einen sittlichen, einen idealen Boden. Natürlich muß einer sein Handwerk auch tüchtig erlernen haben und darin etwas Ordentliches leisten. Das wird aber in jedem Berufe verlangt und ein Stümper oder Pfuscher findet nirgends sein Fortkommen. Die scheelen Seitenblicke auf andere Berufe würden sich zumeist rasch erledigen, wenn man sie etwas genauer kennen lernen könnte. Denn da würde man entdecken, daß auch anderwärts Sorgen, Ärger und hundert Mißlichkeiten sind und daß eben jeder Stand seine Leiden und seine Freuden, jeder Beruf seinen Frieden und auch seine

Lasten hat. Gewiß ist die Berufsfrage schwer, aber etwas Verzweifletes ist sie nicht. Nur müssen die Eltern wohlüberlegt das Ihrige tun, daß ihre Kinder sich später auf dem Lebenswege zurechtfinden können. Möchten recht viele jugendliche Kräfte, die jetzt die Schule verlassen, den rechten Berufs- und Glücksweg finden!

Dermisches.

Wie Taschendiebe in Rußland arbeiten! Es ist erstaunlich, mit welcher Frechheit die Gauner in Rußland zu Werke gehen und wie sie sich selbst zu den größten Kühnheiten hinreißen lassen. Freilich darf man auch nicht vergessen, daß sie dort sozusagen in ihrem Elemente leben und nur in den aller seltensten Fällen erlappt und bestraft werden. Es ist ein herrlicher Tag in Moskau, die hellstehende Sonne, die herrlich frische Luft, die ganze Natur ladet zu einem Spaziergang ein. In den Straßen auf den Boulevards herrscht reges Leben, die elegante Damenwelt in ihren duftigen Toiletten ist reichlich vertreten. Ein gut gekleideter Herr schreitet festen Schrittes auf und ab, sorgfältig mustert er seine Passanten. Er scheint einem entlegeneren Plage zuzustreben, wo er sein Handwerk ungestörter ausüben kann. Langsam geht er den Boulevard entlang, von Zeit zu Zeit sich umdrehend, ob die hübsche Dame ihm immer noch folgt. Die Gelegenheit scheint jetzt günstig, unbemerkt läßt er ein kleines Paketchen fallen, sein Opfer dabei scharf im Auge behaltend. Sie muß es sehen; vorbeigehen kann sie nicht; jetzt hat sie es erblickt, sie bückt sich, um es aufzuheben. Im gleichen Augenblick springt er auf sie zu mit den Worten „oh wie glücklich Sie sind, Sie haben einen Fund gemacht, teilen wir?“ richtet er sich fragend an sie. Die Dame willigt ein. Mit feierhafter Erregung öffnet sie das Paket, während er ihr galant Schirm und Täschchen hält. Das Paket will gar nicht aufgehen; immer noch ein Papier, was mag es wohl enthalten? es ist so schwer. Jetzt ist sie beinahe fertig. Freudig will sie sich dem fremden Herrn zuwenden, er ist verschwunden und mit ihm das Portemonnaie, das sie in ihrem Täschchen hatte. Kaum wagt sie um Hilfe zu rufen; es hat ja auch keinen Wert, denn der Gauner hat sich längst in Sicherheit gebracht. Wie groß aber ist die Enttäuschung, als sie dem Paket einen Stein entnimmt! Diesem Stückchen kann ein zweites, ein regelrechter „Bauernfang“, zur Seite gestellt werden. Todmüde nach des Tages Arbeit fährt ein wohlhabender Bauer dem Bahnhofe zu. Ja, todmüde ist er; hat er doch seine Ausstände eingezogen,

und dies ist ja gewiß keine Kleinigkeit in Moskau. Zurückgelehnt in die Kissen des Wagens gibt er sich seinen Betrachtungen hin. Was werde ich mit all dem vielen Gelde machen? Da werde ich mir wohl manchen Schnaps gestatten können. Sein Gesicht verzieht sich zu einem Schmunzeln und befriedigt reibt er sich die Hände. Die nahe Station ist bald erreicht, langsam steigt er die Treppe empor, ach es ist ja erst 9 Uhr, da habe ich ja noch 2 Stunden Zeit vor meiner Abfahrt. Rasch noch einen Schnaps, ein Gläschen Bier, das wird mir gut tun und in meine durch Kälte erstarrten Glieder wieder etwas Bewegung bringen. Er läßt sich an einem Tischchen nieder, steckt sich vergnügt eine Zigarette an und läßt sich das treffliche Bier mit sichtlichem Wohlbehagen schmecken. Ein fremder Herr tritt auf ihn zu und bittet um die Erlaubnis, an seinem Tische Platz nehmen zu dürfen. Bald entspinnt sich zwischen den beiden ein lebhaftes Gespräch, wobei es sich herausstellt, daß beide zufällig auf den gleichen Zug warten. Dem Bier wird tüchtig zugesprochen, bis der Bauer eine gewisse Müdigkeit fühlt, sein Kopf wird immer schwerer und seine Augen versagen ihren Dienst. Kaum kann er sich mehr halten. Wie ein Betrunkener schleppt er sich am Arme des neuen Freundes in den Wartesaal, wo er erschöpft in einer Ecke einschläft. Rasch hat sich der Gauner der Brieftasche und Uhr bemächtigt, beileben braucht er sich nicht, denn sein Betäubungsmittel hilft immer, das er ihm in das Bier geschüttet, vor morgen früh wird er nicht mehr zu sich kommen. Heller lichter Tag weckt unseren Bauer, er hatte einen so schönen Traum gehabt. Doch da fällt ihm sein Geld wieder ein und der Zug wird auch bald gehen, er greift in seine Tasche, nichts ist mehr vorzufinden. Keinen Kopfen hat ihm der Gauner gelassen. Die mühsame Arbeit eines halben Jahres war umsonst.

Das Theater des Sultans. Eine gute Theatervorstellung gehört zu den Lieblingsbeschäftigungen des Sultans. Demgemäß verfügt Abdul Hamid über ein ganzes Heer von Schauspielern, das aus 3 verschiedenen Abteilungen besteht, aus den Opernkraften, dem Operettenpersonal und schließlich den Artisten, wie sie bei uns im Varieté auftreten. Das Wort „Heer“ ist ganz wörtlich zu nehmen, denn die Schauspieler Abdul Hamids sind tatsächlich militärisch gedrillt, tragen Uniform und haben besondere Grade. Der Trompeter ist Leutnant, der erste Geiger Hauptmann, der Bariton Major und der Tenor General. Sobald der Sultan geruht, eine Vorstellung zu befehlen, muß der Kapellmeister Arenda Pascha schleunigst seine Mergel aus der

Briefe von Zion.

V.

3. Ein Ausflug nach Mar-Saba und dem Dschebel el-Muntar.

Unser Plan war aber erst zur Hälfte ausgeführt, wir wollen ja auf den Dschebel el Muntar. Aber wie den nun finden? Liegt er doch ganz außerhalb der gewöhnlichen Reiserouten, so daß ihn z. B. Bäderer gar nicht erwähnt. Natürlich versagten unsere Führer vollständig. Wir beschloßen daher, einen Beduinen mitzunehmen. Die Aussicht, ein Trinkgeld zu erlangen, war zu verlockend für diesen, so ungern auch ein solches unsteres Menschenkind sonst einen Dienst annimmt. Er schwang seine ungeheuer lange Bläse über den Rücken und lief mit Riesenschritten vor unseren Eseln her. Zunächst mußten wir den gleichen Weg zurückgehen bis zum Grab des Scheichs Mufeijf, wo der abergläubige Beduine sorgsam stehen blieb und feierlich zum Schutz gegen die ein solches Grab umschwebenden Dschemins (böse Geister) 3 Steine über einander legte. Dann eilte er hinüber zum nahen Bir Abu Kelab (Brunnen des Vaters der Hunde — der hier begrabene Hündling scheint ein großer Hundesfreund gewesen zu sein, daher der Name —) und wollte Wasser schöpfen. Aber die Cisterne war verschlossen, was das durstige Naturkind mit dem kräftigen „verflucht sei dein Besitzer“ zum Ausdruck brachte.

Bald hatten wir eine Reihe großer, kegelförmiger Berge vor uns, die mit ihren steilen Felswänden und weißen Kalksteinen uns schimmernd begrüßten. Der Beduine schritt nun einfach auf den ersten der Berge zu. Es waren mir aber längst Bedenken über seine Wegkunde aufgestiegen. Ich hatte die englische, von Schid und Benzinger verbesserte Karte in der Hand. Nun liegt ja die Kartographie Palästinas noch sehr im Argen, auch diese englische Karte ist durchaus nicht zuverlässig; immerhin stellten ich und der deutsche Hilfsprediger doch mit ziemlicher Sicherheit fest, daß der Berg unmittelbar vor uns jedenfalls nicht unser Reiseziel, sondern wahrscheinlich der Tell abu kelab (der Hügel des Hundewaters) sei, den zu besteigen gar keinen Zweck hatte. Ich hielt dem Beduinen sein Unrecht vor, worauf er anfangs zu fluchen, das sicherste Zeichen seiner Verlegenheit, worauf ich ihn einfach fortschickte mit dem deutlichen mahisch illak masari (für dich gibt es kein Geld). Ich ritt nun zu zwei Fellachenweibern, die von Abu Dis, einem großen Fellachenort, dem toten Meere zupilgerten und fragte sie um Auskunft. Min kant dschebel muntar (wo ist der Berg?) Aber ihr: Naharak sajid, kawasse; backschisch, ja kawasse backschisch (dein Tag sei glücklich, Herr; ein Trinkgeld, o Herr, ein Trinkgeld!) war wenig verheißend. So beschloßen wir, uns auf unsren eigenen Ortsinn zu verlassen und haben wohl daran getan. Wir ritten zunächst in der Talsohle weiter, schwenkten dann in ein seitliches Wadi (ausgetrocknetes Flußbett) ein, bogen nach Norden aus, um

das Hochplateau zu erreichen. Von hier aus konnten wir die Lage des Bergs genau feststellen. Es ist der höchste, weiter der am meisten nach Osten vorgeschobene, zudem liegt er voll, weithin sichtbarer Mauerruinen. Wir ritten, soweit es der Weg irgend erlaubte, erst als der Felsführer mächtig zu schimpfen begann, stiegen wir ab und machten die letzte Strecke zu Fuß.

Nun waren wir oben und alle Mühe war vergessen. Denn eine wunderbar schöne Aussicht bot sich dem staunenden Blick. Waren wir doch ca. 600 Meter über dem mittelländischen und ca. 1000 über dem toten Meer. Dieses merkwürdigste aller Meere der Welt lag in seiner ganzen Länge und Breite unmittelbar vor unseren Füßen. Selbst die Halbinsel el-Liban lag in ihrer ganzen Umgrenzung vor uns. Wir sahen die weißen Salzflächen spielen mit den Sonnenstrahlen, die der Feuerball vom azurblauen Firmament in die weißlich blaue Flut des Todes sandte. An manchen Stellen sahen wir dicke Rauchsäulen ihren zauberhaften Rundgang machen auf der schwülen Luftschichte, bis es dem starken Südostwind gelang, sie in die Talsschlucht des Jordan zu treiben. Entweder waren dieselben Anzeichen naher Beduinenlager oder der Wasserdampf der heißen Quellen, die infolge der Unvernunft der türkischen Regierung bis heute noch auf ihre Benützung harren. Aber fast noch interessanter war mir der Blick auf die wundervolle Jordanan selbst, die wir von der Palmstadt Jericho ab bis hinauf zu dem schneebedeckten, großen Hermon in ihrer ganzen

Hand legen und seine Truppen zusammentrommeln, um etwa den „Maskenball“, für den der Sultan eine besondere Vorliebe hat, zu spielen. Der Hauptmatador der Schauspieltruppe ist nach der Gazette di Torino ein Buffo aus Neapel Arturo Stravolo, der sich vor 10 Jahren in Konstantinopel niedergelassen hat und jetzt in Theaterangelegenheiten allmächtig ist. Ohne ihn kommt niemand dazu, vor dem Sultan zu spielen und, was noch mehr ins Gewicht fällt, einen Pfennig ausbezahlt zu erhalten. Mit dieser Machtstellung ist aber — wer erkennt darin nicht den Arm der ausgleichenden Gerechtigkeit — eine gewaltige Arbeit verknüpft: Abdul Samid liebt das Neue, und deshalb muß Signor Stravolo fortgesetzt zwischen Konstantinopel und den europäischen Hauptstädten hin- und herreisen, um die interessantesten Stücke mit heimzubringen.

Niesenhonorare. Aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten kommen hin und wieder Mitteilungen zu uns, daß einzelnen, besonders beliebten Autoren, deren Bücher in Hunderttausenden von Exemplaren Verbreitung finden, Honorare bezahlt werden, auf welche die deutschen Schriftsteller mit Recht neidisch sein können. Nun soll auch ihnen durch einen deutschen Verleger die Möglichkeit zur Erlangung solcher großen Honorare geboten werden, und zwar ist es Neclam, der durch seine rotgelben 20 Pfennig-Bändchen nun schon seit mehr als einem Menschenalter die hohe kulturelle Aufgabe erfüllt, dem deutschen Volk durch billige und gute Lektüre die Literaturschätze aller Zeiten und Völker zugänglich zu machen, der für den besten deutschen Roman der Gegenwart das Niesenhonorar von dreißigtausend Mark aussetzt. Der Roman soll in dem Anfang Oktober dieses Jahres beginnenden 25. Jubiläum-Jahrgang von „Neclams Universum“ zum Abdruck gelangen. Als Mindestumfang sind 120 „Universum“-Spalten à 55 Zeilen bestimmt, so daß dem preisgekrönten Schriftsteller unter Umständen ein Honorar zufällt, das auf das Wort berechnet, etwa 1.— Mk. beträgt. Jeder einzelne Buchstabe, den der betreffende Schriftsteller schreibt, wird ihm also für diesen Preisroman mit ca. 10—15 Pfennigen bezahlt werden. Daß durch dieses großzügige Preisanschreiben die geistige Produktion der Gegenwart eine außerordentliche Förderung finden wird, ist zweifellos, und die deutschen Romanleser dürfen mit Recht auf das Ergebnis gespannt sein.

Das Ansehen der Bärte. Die Alten hielten den Bart für ein Zeichen der Weisheit und des Ansehens und bestimmten die Grade der Ersteren nach seiner Länge. Unter den Türken vermehrt noch bis jetzt ein langer Bart die Beweiskraft eines Zeugen und es soll sich mancher durch seinen Bart ziemlich gut stehen. Aus diesem Ansehen, welches überhaupt ein Bart gab, scheint die Wichtigkeit des Verlustes seines Bartes hervorzugehen, und hieraus das Sprichwort: „er ist barbirt worden“ entstanden zu sein. Auch könnte sich vielleicht diese Redensart aus der Geschichte eines Grammatikers aus dem 15. Jahrhundert, Namens Philopphus, herleiten lassen. Dieser hatte mit einem gewissen Thimotheus einen grammatischen Streit und beide verliehen dem

Gewinner, zum Preise des erhaltenen Sieges, das Recht, über den Bart des Ueberwundenen nach Gefallen disponieren zu können. Philopphus gewann, und Thimotheus bot eine beträchtliche Summe, um seinen Bart zu retten, allein Philopphus, obgleich arm, schlug das Gebot aus und ließ seinem Gegner ohne Gnade den Bart abscheren. — Indessen stand der Bart nicht zu allen Zeiten in gleich großem Ansehen, vielmehr war er bis zu den neuesten Zeiten eines der interessantesten Joujous der Göttin Mode. So ließen sich z. B. die Römer bisweilen den Bart stehen, um sich nach dem Sprichwort: „Barba decet virum“ ein Ansehen zu geben; bald ließen sie ihn aus dem nämlichen Grunde abscheren. In einem gewissen Zeitraume durfte keiner seinen Bart vor dem 25. Jahre abscheren, und wenn er endlich dieses Alter erreicht hatte, so tat er es unter großen Feierlichkeiten, gab Feste und opferte seinen abgeschnittenen Bart dem Jupiter, der Venus Barbata oder irgend einer anderen Gottheit.

Humoristisches aus der Zeitungswelt erzählt ein englisches Blatt: Eine japanische Zeitung, die sich die „Donnernde Dämmerung“ nennt, kündigt ihr Erscheinen in folgender Weise an: „Diese Zeitung ist hervorgegangen aus dem Schoße der Ewigkeit, daher wir alle kamen. Sie beginnt den Umkreis ihrer Wanderungen mit Millionen und Millionen von Nummern. Die Strahlen der Sonne, die Lichter der Sterne, die Blätter der Bäume, die Halme des Grases, die Körnchen des Sandes, die Herzen der Tiger, Elefanten, Schafe, Enten, Männer und Frauen sind ihre Abonnenten. Von nun an wird diese Zeitung hineinströmen in das weite All wie ein Strom, der sich in den Ozean ergießt.“ Klünder die Söhne des Orients auf so patetische Weise ein Zeitungsunternehmen an, so wissen die Yankee in nicht minder origineller und blumiger Rede ihre Mitteilungen dem Publikum zu verstanden. Recht stolz lautet die Anzeige einer kleinen amerikanischen Zeitung, daß sie ihr Erscheinen einstellen müsse: „Mit dieser Ausgabe faltet das „Herald-Banner“ seine lilienweißen Hände über seinem Busen zusammen und wendet sterbend seine rosigten Behen den Blumen der Erde zu. Milburn in den Vereinigten Staaten ist von heute ab ohne Zeitung, nachdem es kaltblütig der Zeuge vom Tode zweier Blätter gewesen ist. 353 Dollars hat sich unsere Firma kosten lassen, das Licht der Aufklärung dieser Stadt zu schenken. Nun schütteln wir den Staub dieser furchtbaren und undankbaren Erde von unseren Füßen und lösen uns auf in das Nichts. Lebt wohl, auf Wiedersehen, Platz für unseren Nachfolger! Wir tun nun etwas für Euch, was der Satan nie für Euch tun wird, d. h. wir verlassen Euch.“ Eine Chicagoer Zeitung kann wohl den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, auf die malitiosse Weise ihre Leser von den Fortschritten des Konkurrenzunternehmens unterrichtet zu haben. An leitender Stelle brachte sie eines Tages in Sperrdruck als Hauptnotiz die Mitteilung: „Unser Kollege, der „Chicago Million“, hat seine Auflage verdoppelt. Ein zweiter Mann hat eine Nummer gekauft.“ Die Zeitung „Der Vorposten“ verschwand

plötzlich mehrere Wochen von der Oberfläche und erschien dann wieder mit folgender Entschuldigung: „Zweifellos sind unsere nach vielen Tausenden zählenden Leser von einem Gemisch von Wut und Verwunderung ergriffen worden, als sie in Unwissenheit über die Geschehnisse in der ganzen Welt außerhalb Süd-Karolinas durch das Nichterscheinen des „Vorpostens“ während der letzten drei Wochen gehalten wurden. Endlich wird ihnen Aufklärung. Infolge der Trunkucht und Lieberlichkeit unseres Faktors wurde, während wir selbst auf einer Reise begriffen waren, unsere Druckpresse zerbrochen, so daß wir sie zur Reparatur nach Baltimore schicken mußten. Ohne die Druckpresse konnten wir aber unsere Zeitungen nicht verschicken. Das bedauern wir tief, aber wir hoffen um Vergebung. Wir haben nun einen neuen Drucker, die Maschine ist repariert, und wir hoffen in Zukunft bei unseren Lesern regelmäßig vorsprechen zu können. Hofft mit uns. Wir werden unser Bestes tun. Niemand kann etwas gegen die Zufälle des Lebens. Niemand kennt die Qualen und Verlegenheiten eines Mannes, der eine Zeitung herausgibt.“

Ein Abschied.

Was seh' ich da draußen vor Würtemberg's Tor
Im würdigen Schritte im Trauervogel
Schreiten so traurig beim Trauervogel,
Wem gilt wohl das Weinen, die Trauer, das Klagen?
— Es sähet der Wogen die Königskrone,
Es sieht auf dem Vode der Postillon,
Bewegte sich still ohne Trauergelächte . . .
— Doch hinter ihm sieht man die Menge der Leute
Vom ganzen Lande, wie selten man weiß,
Wohl immer von 10 Kilometer-Umkreis;
Da findet man Kaufleute und Fabrikanten,
Von jedem Stande auch einen Bekannten,
Arbeiter und Bürger sie finden sich ein,
So mancher Verwandter, manch Mütterlein,
Sie schreiten daher, ein trauernd Gedränge . . .
— Du fragst hier Leser, wem wohl die Menge
Gibt das Geleit nach dem Trauervogel,
Wer ist es, den man hier zu Grabe getragen,
Wem hat getroffen das Schicksal, das harte?
— Es ist unsere Schwäbische 2-Pfennigpostkarte!
P. S.

[Ein Unterschied.] Richter: „Was taten Sie, Huber, als Ihnen der Einödbauer sagte, Sie wären ein Esel?“ — Huber: „I' hab' bloß den Kopf geschüttelt, Herr Richter.“ — Richter (zum Einödbauer): „Aber das ist doch kein strafbares Vergehen, Einödbauer.“ — Einödbauer: „Doch, Herr Richter, er tat nämlich nicht seinen Kopf schütteln, sondern meinen.“

Defizit-Aufgabe.

Zu den hier angegebenen 10 Anfangs- und Endsilben bekannter dreisilbiger Worte ist die fehlende, überall gleichlautende Mittelsilbe zu suchen.

— al — da — de — gen — ha —
nach — no — o — ra — re. —

Bei richtiger Lösung machen die Initialen der Worte in bestimmter Anordnung eine germanische Gottheit namhaft.

Auflösung des Rätsels in Nr. 56.

Sorgen — Morgen.

Ausdehnung mit ihrem frischen, saftigen Grün vor uns hatten. Und dann die im Sonnenbrand glühenden Moabitberge, das ganze alte Petra, die Jakobmündung und die wasserleeren Wadis, wahrlich ein einziger schöner Anblick! Vollends im Licht der 1000jährigen Geschichte, die sich hier abspielt, in die wir uns ordentlich hineinphantasierten.

Wahrlich, es zeugt für die strategische Weisheit des großen Herodes, daß er auf diesem Berg sich eine so starke Festung gebaut. Von seinen 3 Burgen aus, vom Frankenberg, den ich vor einigen Wochen gleichfalls besucht, der zugleich sein Grab geworden und von Macharus im Ostjordanland, das ich noch besuchen werde, und diesem Dschebel Montar hat er wirklich sein stolzes Königreich nach Süden beherrscht und trefflich im Zaum halten können. Nachdem wir die köstliche Rundsicht in vollen Zügen genossen, beschäftigten wir den Berg selbst. Alte Steinmauern, verlassene Cisternen, gewaltige Säulenreste, unzählige Mosaiksteine zeugten von der dahin geschwundenen Herrlichkeit der alten Burg. Zwischen drin fanden wir aber eine ganze Unmenge Skorpionen, die mit ihrem langen, giftigen Stachel geradezu eine Landplage sind, von deren wir darum eine ganze Reihe erlegten. Weiter sammelten wir ganze Sträuße der schönsten Blumen Palästinas, mit denen wir unsere Esel dekorierten. Endlich stellten wir uns eine kleine Sammlung der Gesteine des Bergs, vom harten Feuerstein bis zum weichen Kreidfels, zusammen. So verging die Zeit rasch und der Magen regte sich.

Wir hielten darum mit den Resten unserer Speisevorräte eine zweite Mahlzeit, die uns trefflich mundete. Den Hunger konnten wir befriedigen, aber den Durst nicht. Denn wir hatten an Getränke nur noch ganz wenig Wein, und Wasser konnten wir keines finden, so sehr wir darnach lechzten. Das ist ja immer ein Uebelstand für Touren in unserem Land, die doch so notwendige Wasserversorgung. Ich habe einmal mit unseren Kindern einen Ausflug nach der durch David und Sauls Geschichte bekannten Höhle Adullam gemacht, eine wirklich hübsche Partie. Aber wir sind unterwegs damals fast verdurftet. So schlimm war es diesmal nicht, aber doch schlimm genug; eine von unseren Damen litt so an Durst, daß wir sie kaum mehr heimgebracht haben. So beschloßen wir den Heimmarsch früher als wir eigentlich beabsichtigt, machten verschiedene Aufnahmen mit und ohne Beduinen, packten unsere sieben Sachen wieder zusammen und fort gings in tapferem Trab. Wir ritten förmlich auf Blumen. Große Steinbrüche und fruchtbare Felder wechselten in rascher Folge. Der Delberg mit seinem hochragenden Ruffenturm war unser Führer. Auch die immer mehr in die Höhe strebenden deutschen Gebäulichkeiten der Kaiserin Augusta-Viktoria-Stiftung waren uns fortwährend sichtbar und bald überhaupt die ganze herrliche Zionsstadt, wobei ihr schönster Bau, die kunstvolle Omar-moschee besonders wirksam vom Horizont abhob. Der Weg oder besser der Kamelspfad war für unsere immer müder werdenden Esel sehr beschwerlich, voller Felsplatten; erst die letzte Strecke hinter

dem stattlichen Abu Dis, einem durch den früheren dortigen Räuberscheß bekannt gewordenen Fellschenort, konnten wir im Fluge nehmen. An Sehenswürdigkeiten vom Heimweg sind noch zu erwähnen: mehrere Fellsengräber mit Blutrinnen, die früher nach altem Aberglauben zur Speisung der Toten mit Opferblut gedient, Betanien und Bethphage. Endlich bogen wir ins Kidrontal ein; durch das trockene Bett durch gings rasch weiter an Gethsemane hin, an der Stadtmauer entlang bis zum interessantesten Tor Jerusalems, dem Damastastor. Von hier noch eine kleine Viertelstunde durch ein Zigeunercamp und eine Judenvorstadt zum syrischen Waisenhause, das wir erst in tiefer Dämmerung wohlbehalten erreichten in dem fröhlichen Bewußtsein, einen schönen Tag verlebt zu haben im schönen uns so lieb gewordenen heiligen Land.

Teppiche und Treppenläufer werden vollständig rein und erhalten wieder ein frisches Aussehen, wenn man sie mit Petroleum-Aether abreibt. Man gieße solchen — immer nur wenig auf einmal, da er sich schnell verflüchtigt — in eine Untertasse, tauche die Ecke eines Rückenhandtuchs ein, reibe damit die Flecken und allmählich die ganze Fläche ab, immer aber schnell mit einem trockenen Tuche nach. Aller Schmutz löst sich auf und bleibt an den Tüchern hängen. Selbst trüb gewordene Farben erhalten ihre ursprüngliche Farbe wieder.